

Die Geschichte als Travestie

Gore Vidals historischer Roman „1876“

Gore Vidals historischer Roman „1876“ war der mit Spannung erwartete Tribut, den einer der brilliantesten amerikanischen Intellektuellen der Zweihundertjahrfeier seines Vaterlandes zollte — ein Beitrag allerdings, so stellte sich alsbald heraus, der den Amerikanern in einem Jahr hektischer Traditionsbeflissenheit auf süffisante Weise ins Bewußtsein hob, was sie wohl schon immer geahnt hatten: daß nämlich ihre Vergangenheit genauso von unschönen Episoden durchsetzt ist wie ihre Gegenwart. Die angelsächsische Kritik hat sich mit diesem Roman aus Amerikas Belle Epoque gründlich auseinandergesetzt; sie kam zu dem nicht sonderlich überraschenden Ergebnis, daß Vidal sich auch in diesem Buch als glänzender Journalist, versierter Historiker und formgewandter Romancier erweist. Offen blieb dabei die Frage, ob dem so vielseitig begabten Autor mit „1876“ endlich ein wirklich bedeutendes Buch gelungen war, jener große Wurf, den man von ihm mit wachsender Ungeduld nun schon seit Jahren erwartet.

Im Nachwort zu „Burr“ — das mit „1876“ und „Washington, D.C.“ zusammen eine Trilogie bildet — hatte Vidal gefragt: „Warum ein historischer Roman und nicht einfach Geschichte?“ Seine Antwort hieß damals: weil der Romancier Motivationen beschreiben kann — etwas, was der Biograph oder Historiker niemals tun darf. In „1876“ stellt sich jedoch schon nach den ersten Seiten heraus, daß der Autor weit weniger an Motivationen als an Machtkonstellationen interessiert ist, an dem, was eine historische Situation hätte ergeben können. Er versucht ihre potentiellen Möglichkeiten dadurch zu erhehlen, daß er sie daran mißt, was wirklich gewesen ist — oder doch einem Zeitgenossen als Wirklichkeit erschien. „1876“ als historischer Roman ist eine Verunglimpfung der Geschichte, weil das Buch historischen Ereignisse mit improvisierendem Journalismus zu Leibe rückt; es ist ein fragwürdiger Roman, weil die journalistische Form an keiner Stelle jenen Anspruch auf historische Wahrhaftigkeit einlösen kann, den sie mit Nachdruck erhebt.

Der Ich-Erzähler Charles Schermerhorn Schuyler vertraut anläßlich seiner Rückkehr nach Amerika Gedanken und Impressionen einem Notizbuch an: „Diese Seiten sollen ein Steinbruch sein, nicht mehr. Eine Sammlung von täglichen Impressionen in meiner neu-

en alten Heimat.“ Das Notizbuch gebärdet sich jedoch unversehens wie ein ausgewachsener Roman, was zu erheblichen erzähltechnischen Komplikationen führt. Als zum Beispiel zu Beginn der Erzähler bei der Ankunft in New York von einem Reporter interviewt wird, beobachtet er, wie ein anderer Reporter eine Skizze von ihm zeichnet: „Ein dicker Kauz von einem Mann mit einem dreifachen Kinn auf einem übertrieben hohen Kragen, dazu natürlich die Stupsnase und die eckigen Backenknochen eines nicht mehr jungen Holländers, ein Mann von zweiundsechzig, der sehr alt aussieht.“ Es gehört schon eine beträchtliche Kunstfertigkeit dazu, auf diese Weise ein Porträt des Ich-Erzählers in einen Roman einzuschmuggeln; man erkennt hier aber auch deutlich die Schwierigkeiten, die der Autor mit der Faktizität seines Stoffes hat.

Die Aura des neunzehnten Jahrhunderts will nicht einmal in der Persiflage so recht aufkommen, und so muß man das Buch in eine seltsame Kategorie einordnen: es ist ein Roman, geschrieben im Stil einer Zeit, die auf halber Strecke zwischen der Gegenwart und jener Zeit liegt, in der er spielt — mit anderen Worten, Vidal schreibt hier ungefähr wie Galsworthy (oder Ina Seidel, streckenweise). Geradezu angestrengt scheint er bemüht, nichts oder nur sehr wenig von seinem Erkenntnisstand im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts einfließen zu lassen, und doch sind die historischen Parallelen augenfällig. Auch im Jahre 1876 gab es einen gerade beendeten Krieg, einen politisch motivierten Einbruch während eines Präsidentschaftswahlkampfes und eine korrumpierbare Verwaltung. Vidal will gewiß nicht suggerieren, daß sich

die Geschichte wiederholt, aber andeuten möchte er schon, daß es in der Geschichte keine isolierten Ereignisse gibt. Seine Rekonstruktion des Amerika von 1876 hat die Form loser journalistischer Aufzeichnungen: Geschichte als Tratsch über unsere Großväter, Geschichtsschreibung als die Rache der Machtlosen an den Mächtigen.

Die Ironie von „1876“ liegt letztlich darin, daß die hingeworfenen Skizzen Schuylers nach seinem Tod als Roman veröffentlicht werden: Historie und Fiktion vertauschen gleichsam die Rollen. Für Vidal ist die Vergangenheit kein Roman, sondern ein Theaterstück; seine Figuren sind keine Charaktere, sondern Schauspieler. Das schlägt sich auf entblößende Weise in ihrer Sprache nieder. Als Politiker benutzen sie die Sprache entweder zur rhetorischen Schaustellung der eigenen Person oder zur Verschleierung unangenehmer Tatbestände. Das große Vorbild des Amerikaners sind Shakespeares Geschichtsdramen — auch Shakespeares Helden beklagen sich über die Kluft zwischen ihrer unheroischen Individualität und der öffentlichen Rolle, die ihnen zugefallen ist. Vidals Politiker wissen, daß sie mit ihrem Ränkespiel aus der Geschichte eine Travestie machen; vielleicht sind sie gerade deshalb so erschreckend glaubwürdig.

HELMUT WINTER

Gore Vidal: „1876“. Roman aus Amerikas Belle Epoque. Aus dem Amerikanischen von Dieter Dörr und Eric Burger. C. Bertelsmann Verlag, München 1978. 399 S., geb., 34,— DM.

Hinweis :

VON PAUL NIZON liegen die beiden Kurzromane „Im Haus enden die Geschichten“ und „Untertauchen“ jetzt als Taschenbuch vor. Rolf Michaelis schrieb über den Schweizer Erzähler (F.A.Z. vom 5. Februar 1972): „Nizon macht Erzähl-Angebote, die in der Phantasie des Lesers weitergesponnen werden.“ (Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1978. Suhrkamp Taschenbuch Nr. 431. 188 S., br., 6,— DM.) F.A.Z.

